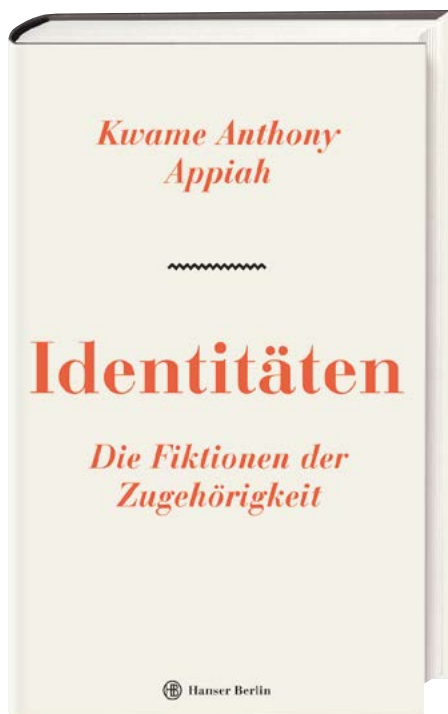


Leseprobe aus:
Kwame Anthony Appiah
Identitäten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



Kwame Anthony Appiah

IDENTITÄTEN



Die Fiktionen der
Zugehörigkeit

Aus dem Englischen von
Michael Bischoff

Hanser Berlin

Die englische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel *The Lies That Bind. Rethinking Identity* bei
Liveright, a division of W.W. Norton & Company, New York.

Das Zitat auf Seite 191 ist entnommen aus Kazuo Ishiguro:
Was vom Tage übrig blieb, übersetzt von Hermann Stiehl
© 2016 Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26416-8

© 2018 Kwame Anthony Appiah

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2019 Hanser Berlin in der Carl Hanser

Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Für die Enkelkinder meiner Schwestern
auf ihrem Weg in die Welt.

Spes mihi quisque.

Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?

Dietrich Bonhoeffer, »*Wer bin ich?*« (1945)

INHALT



Prolog	11
EINS	Eine kleine Theorie der Identität 19
ZWEI	Religion 61
DREI	Land 107
VIER	Hautfarbe 153
FÜNF	Klasse 191
SECHS	Kultur 257
Epilog	289
Dank	297
Adinkra-Symbole	301
Anmerkungen	303
Register	326

PROLOG



Über die Jahre und rund um den Erdball stellten Taxifahrer ihre Fachkenntnisse auf die Probe, beim Versuch mich einzuordnen. In São Paulo sah man in mir einen Brasilianer und sprach mich auf Portugiesisch an. In Kapstadt hielt man mich für einen Farbigen, in Rom für einen Äthiopier, und ein Londoner Taxifahrer mochte gar nicht glauben, dass ich kein Hindi spreche. Der Pariser, der meinte, ich käme aus Belgien, hielt mich möglicherweise für einen Maghrebiner; und wenn ich einen Kaftan trage, kann ich in Tanger ganz unauffällig in der Menge untertauchen. Verwirrt von der Kombination meines Akzents und meines Aussehens, fragen Taxifahrer in den Vereinigten Staaten oder Großbritannien mich regelmäßig während der Fahrt, wo ich geboren bin. »In London«, sage ich ihnen dann, aber das meinen sie nicht. Eigentlich wollen sie wissen, woher meine Familie *ursprünglich* stammt. Oder noch freier heraus: Was sind Sie?

Die Antwort auf die Frage nach den Ursprüngen – die Frage nach dem *Wo* oder gar dem *Was* – lautet, dass ich aus zwei Familien stamme, die recht weit voneinander entfernt lebten. Als ich geboren wurde, hatte meine Mutter seit ihrer Kindheit immer wieder in London gewohnt, aber ihre eigentliche Heimat lag – vielleicht nicht nach der Distanz, wohl aber nach der Atmosphäre – weit entfernt am Rande der Cotswold Hills, wo sie auf einem Bauernhof in einem winzigen Dorf an der Grenze zwischen Oxfordshire und Gloucestershire aufgewachsen war. Ihr Großvater

hatte einen Genealogen beauftragt, die Familiengeschichte zu erforschen, und der hatte den Stammbaum seiner Ahnen über achtzehn Generationen hinweg bis auf einen normannischen König des frühen 13. Jahrhunderts zurückverfolgt, der nur zwanzig Meilen von dem Ort entfernt lebte, an dem meine Mutter gut siebenhundert Jahre später geboren wurde.

So war meine Mutter in gewissem Sinne eine Londonerin, aber in ihrem Herzen war sie eine Frau vom Lande, die lediglich in London arbeitete – obwohl sie während des Zweiten Weltkriegs und danach lange Zeit im Ausland verbracht hatte, in Russland, dem Iran und der Schweiz. So war es angesichts ihrer internationalen Erfahrung vielleicht nicht verwunderlich, dass sie eine Stelle in einer Londoner Organisation fand, die sich für den Austausch der Kulturen in Großbritannien und dem gesamten Empire einsetzte, und zwar hauptsächlich durch die Unterstützung von Studierenden aus den Kolonien. Die Organisation trug den Namen *Racial Unity*. So begegnete sie meinem Vater, einem Jurastudenten von der Goldküste. Er war ein antikolonialer Aktivist, Vorsitzender der *West African Student's Union* und Repräsentant Dr. Kwame Nkrumahs in Großbritannien, der Ghana 1957, nur wenige Jahre nach meiner Geburt, in die Unabhängigkeit führen sollte. Man könnte sagen, sie praktizierte, was sie predigte.

Die andere Seite meiner Familie kam aus Ghana oder genauer aus Asante, einer Region im Herzen der heutigen Republik Ghana. Mein Vater konnte seine Abstammung, wie er uns lehrte, bis auf Akroma-Ampim zurückführen, einen General des 18. Jahrhunderts, der durch seine kriegerischen Erfolge das Anrecht auf einen großen Streifen Land am Rande des Königreichs erworben hatte. Er gehörte zu einer militärischen Aristokratie, die das Asante-Reich schuf, das diese Region zwei Jahrhunderte lang beherrschte – und sein Name ist einer der beiden Vornamen, die

meine Eltern mir gaben. Mein Vater erzählte uns viel von seiner Familie. Obwohl sie eigentlich nicht *wirklich* unsere Familie war. Angesichts der patrilinearen Abstammung auf Seiten meiner Mutter glaubte man dort, wir gehörten zur Familie des Vaters, während man auf dessen Seite wegen der dort herrschenden matrilinearen Abstammung meinte, wir gehörten zur Familie meiner Mutter. Ich hätte den Taxifahrern also auch sagen können, dass ich gar keine Familie habe.

Dieses Buch ist voller Familiengeschichten, weil ich erkunden möchte, in welcher Weise solche Narrative unser Empfinden davon prägen, wer wir sind. Das Selbstgefühl jedes Menschen wird von seiner Herkunft geprägt, angefangen bei der Familie, aber darüber hinaus auch von vielen anderen Dingen – von der Nationalität, die uns an einen Ort bindet; vom Geschlecht, das uns jeweils mit der Hälfte der Menschheit verbindet; und von Kategorien wie Klasse, Sexualität, *race* und Religion, die über unsere lokalen Bindungen hinausreichen.

Ich habe mir vorgenommen, einige der Ideen zu erörtern, die den modernen Aufstieg der Identität geprägt haben, und einige der Irrtümer genauer zu betrachten, die wir regelmäßig im Hinblick auf Identität begehen. Ich glaube, Philosophen leisten ihren Beitrag zur öffentlichen Diskussion des moralischen und politischen Lebens nicht, indem sie Ihnen sagen, was Sie zu tun haben, sondern indem sie Begriffe und Theorien bereitstellen, mit deren Hilfe Sie selbst entscheiden können, was Sie denken wollen. Ich werde zahlreiche Behauptungen aufstellen, aber so entschieden ich sie auch vertrete, sollten Sie doch niemals vergessen, dass ich sie Ihnen vorstelle, damit Sie selbst im Lichte Ihres Wissens und Ihrer eigenen Erfahrung darüber befinden. Meine Hoffnung ist es, Gespräche zu beginnen, nicht zu beenden.

Ich werde keine Erklärung dafür anbieten, weshalb das Reden über Identität während meiner Lebenszeit geradezu explo-

diert ist – das ist zwar eine interessante Frage, allerdings eher für Ideen- und Sozialhistoriker. Dass Vorstellungen von Identität in der Moderne eine derart herausragende Bedeutung erlangt haben, werde ich als gegeben hinnehmen, aber ich werde einige der Annahmen darüber in Frage stellen. Ich möchte Sie davon überzeugen, dass ein Gutteil unseres heutigen Denkens über Identität von Bildern geprägt ist, die in diversen Hinsichten wenig hilfreich oder rundheraus falsch sind. Zu anderen, hilfreichen und näher bei der Wahrheit liegenden Bildern zu gelangen *löst* noch keine politischen Probleme. Ich denke jedoch, unsere Diskussionen würden dadurch produktiver, vernünftiger und vielleicht sogar weniger feindselig. Das ist jedenfalls meine Hoffnung. Rücksichtsvolle Diskussionen über Fragen, die tiefe Gefühle in uns ansprechen, sind von größter Bedeutung, wenn wir im Einklang miteinander leben wollen.

Im größten Teil meines erwachsenen Lebens spielten drei Faktoren die wichtigste Rolle, wenn ich jemandem zum ersten Mal begegnete: Ich bin ein Mann, ich bin kein Weißer, und ich spreche *Queen's English*, wie man dies früher nannte. Hier geht es um die Kategorien Gender, *race*, Klasse und Nation. Es ist heute allerdings nur allzu natürlich, dass all diese Merkmale von derselben Art sind. Sie alle sind, wie wir heute sagen, eine Frage der Identität. Und wir alle unterstellen, dass Identitäten wie diese nicht nur bestimmen, wie andere Menschen auf mich reagieren, sondern auch, wie ich mich selbst sehe.

Fünf der nachfolgenden Kapitel konzentrieren sich jeweils auf eine Art von Identität: Religion, Heimat, Hautfarbe, Klasse und Kultur. Aber es dürfte hilfreich sein, gleich zu Beginn etwas über die äußerst naheliegende Frage zu sagen, die diese disparate Aufzählung aufwirft: Was in aller Welt haben sie alle gemeinsam? Oder kurz gesagt, wie entstehen Identitäten? Mein eigenes Nachdenken über diese Dinge hat mich mit den Jahren zu einer

Antwort geführt, die mich in den nachfolgenden Ausführungen leiten wird. Es ist die Antwort eines Philosophen auf zwei miteinander zusammenhängende Fragen: Was sind Identitäten? Und warum sind sie überhaupt wichtig? Darum wird es im ersten Kapitel gehen – die Ausdrucksformen, Mechanismen und Motive der vielfältigen, von Menschen verwendeten Kategorisierungen zu erkunden.

Da manche kollektiven Identitäten hochgradig situationsbedingt sind, bedeutet »wir« in diesem Buch in aller Regel meine Leserinnen und Leser und ich, die wir alle in gewisser Weise mit Denkmustern verbunden sind, wie man sie bei gebildeten Menschen auf allen Kontinenten findet. Denn die intellektuellen Versuchungen, die ich zu bekämpfen versuche, sind solche, die ich selbst immer wieder an mir erlebe. Da ich mir eine Leserschaft vorstelle, die an vielen verschiedenen Orten lebt, erkläre ich gelegentlich, was einige von ihnen längst wissen dürften: was die Konfirmation für einen Anglikaner bedeutet; was ein Hindu-Gott ist; was die Sunna für Muslime darstellt. Bei einem Buch über ein breites Spektrum von Identitäten versteht es sich von selbst, dass man mit zahlreichen Mitlesern rechnen muss, die über unterschiedliche Erfahrungen verfügen und auf Wissen über unterschiedliche Dinge zurückgreifen.

Meine Hauptthese zu den fünf Formen von Identität in den Kapiteln zwei bis sechs lautet, dass wir mit dem Erbe von Denkweisen leben, die ihre moderne Gestalt im 19. Jahrhundert erhielten, und dass es höchste Zeit ist, sie mit den Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts zu überdenken. Die europäischen und amerikanischen Intellektuellen, die im späteren 19. Jahrhundert die Anthropologie begründeten, neigten zu der Auffassung, die Religion sei von zentraler Bedeutung für die Dinge, die wir glauben, und dieser Gedanke ist auch in die allgemeine Kultur eingewandert. Ich werde dagegen die These vertreten, dass quer durch

Raum und Zeit im Zentrum der Religion andere Dinge stehen als Glaubensinhalte. Und wenn wir erst einmal erkannt haben, dass den Glaubensinhalten keine zentrale Bedeutung zukommt, werden wir auch akzeptieren müssen, dass Schriften – als Quellen des Glaubens – weniger bedeutsam sind, als viele Menschen meinen.

Im Blick auf den modernen Staat, der von einer gleichfalls im 19. Jahrhundert entstandenen Form von Nationalismus geprägt wurde, sagen Recht und Commonsense, dass Völker ein Recht darauf haben, selbst über ihr Schicksal zu bestimmen. Wir sprechen von Selbstbestimmung und Autonomie, von Unabhängigkeit und Freiheit. Ich werde jedoch die These aufstellen, dass auch hier an unseren Modellen etwas falsch ist, angefangen bei den Antworten, die wir auf die fundamentale Frage geben, was denn eine Ansammlung von Menschen zu einer Nation macht.

Die Unterscheidung von »Rassen« ist eine ewige Quelle von Problemen zwischen den Menschen, seit die Umriss des modernen Denkens zu diesem Thema sich während des Aufstiegs neuer wissenschaftlicher Vorstellungen über den Menschen als Teil der Natur abzuzeichnen begannen. Diese Vorstellungen wuchsen im 19. Jahrhundert geradezu explosiv, ebenso wie die kulturelle Autorität der Biologie, der neuen Wissenschaft vom Leben. Ein Großteil des wissenschaftlichen Überbaus, der sich um die Kategorie Rasse herum entwickelte, wurde im 20. Jahrhundert wieder eingerissen, als Anthropologie und Biologie die Implikationen der von Darwin und Mendel vorgetragenen Ideen herausarbeiteten und in der Evolutionstheorie, der Populationsbiologie und der Genetik eine Entdeckung nach der anderen gemacht wurde. Doch die Welt jenseits der Wissenschaften hat davon nicht sonderlich viel zur Kenntnis genommen. Allzu viele von uns sind weiterhin gefangen in einer gefährlichen Kartografie der Hautfarben.

Das Problem mit der im fünften Kapitel erörterten Klassenzugehörigkeit liegt nicht so sehr darin, dass wir ein falsches Bild davon hätten, als vielmehr in der Tatsache, dass wir hier mit einer ganzen Reihe inkonsistenter oder widersprüchlicher Bilder operieren. Und die einflussreichste Lösung, die wir uns für Probleme im Zusammenhang mit der Kategorie Klasse ausgedacht haben, verschlimmert nur wie einst der Aderlass oder das Schröpfen der Ärzte des 18. Jahrhunderts das Leiden, das sie eigentlich heilen soll.

Ich werde nicht versuchen, die zahlreichen Irrtümer aufzuzählen, denen wir hinsichtlich unserer breiten kulturellen Identitäten erliegen, darunter nicht zuletzt auch die Idee des Westens als solcher. Hier sei nur gesagt, sie zeigen sich in der Vorstellung, ihre Herkunft mache Menschen entweder zu Erben oder zu Außenseitern der westlichen Zivilisation.

Wie wir in diesem Buch immer wieder sehen werden, bildet das Geschlecht – die wohl älteste Form menschlicher Identität – gleichsam die gemeinsame Schnittmenge der Probleme anderer Identitäten. Ein besseres Verständnis von Geschlechtsidentitäten, vor allem in ihrer sozialen Dimension, zu gewinnen – seit mehr als einer Generation das Anliegen der feministischen Philosophie – hilft uns auch beim Verständnis anderer Identitäten. Deshalb ist die Kategorie Gender von so zentraler Bedeutung für das erste Kapitel, in dem ich die allgemeine Vorstellung von Identität skizziere, auf die ich mich stütze. Aber jede Identität hat ihre eigenen Missverständnisse.

In allen fünf unten beschriebenen Testfällen erliegen wir einem Irrtum, den ich im ersten Kapitel beschreibe: der Annahme, im Kern jeglicher Identität gebe es eine tiefgründige Ähnlichkeit, die Menschen dieser Identität miteinander verbinde. Das ist falsch, sage ich und sage es immer wieder. Wie plausibel ich diesen Gedanken machen kann, wird von meinen Argumen-

ten abhängen, doch auch von Details und von den vielen Geschichten, mit denen ich meine Thesen illustriere. Wir kommen nicht ohne Identitäten aus, aber wenn wir sie umgestalten möchten, müssen wir sie besser verstehen und uns von Irrtümern befreien, die oft schon mehrere hundert Jahre alt sind. Das Gefährliche an diesen Irrtümern hat viel mit der Tatsache zu tun, dass Identitäten uns voneinander trennen und gegeneinander stellen. Sie können Feinde der menschlichen Solidarität sein, Ursachen von Kriegen, Reiter zahlloser Apokalypsen von der Apartheid bis zu Völkermorden. Die Irrtümer sind jedoch auch von zentraler Bedeutung für die einigende Kraft, die Identitäten heute innewohnt. Wir müssen sie korrigieren, weil sie im besten Fall großen und kleinen Gruppen die Möglichkeit geben, etwas gemeinsam zu tun. Letztlich sind es Lügen, die verbinden.

EINS



Eine kleine Theorie der Identität

Warum bin ich so und nicht anders?

Stendhal, *Rot und Schwarz* (1830)

Über Identität sprechen

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts hätte niemand, der nach der Identität eines Menschen fragte, die Kategorien *race*, Gender, Nationalität, Region oder Religion erwähnt. Wenn George Eliot in *Middlemarch* schreibt, Rosamond hätte »fast das Bewusstsein ihrer Identität« verloren, weil ihre Protagonistin mit tiefgreifenden neuen Erfahrungen konfrontiert ist, als sie erfährt, dass Will Ladislaw, der Mann, den sie zu lieben glaubt, hoffnungslos in eine andere verliebt ist.¹ Identität ist hier etwas ganz Besonderes und Persönliches. Die Identitäten, an die wir heute denken, haben wir dagegen meist mit Millionen oder Milliarden anderen Menschen gemeinsam. Sie sind sozialer Natur.

In den sozialwissenschaftlichen Theorien des frühen 20. Jahrhunderts sucht man nach solchen Identitäten vergebens. In seinem 1934 veröffentlichten Buch *Mind, Self, and Society* skizzierte George Herbert Mead eine einflussreiche Theorie des Selbst als Produkt eines »Ich«, das auf die sozialen Anforderungen der anderen reagiert und durch deren Verinnerlichung das »Mich«, wie er dies nannte, herausbildet. Doch in diesem bedeutenden klassischen Werk des soziologischen Denkens im frühen 20. Jahrhundert findet sich nirgendwo der Begriff der Identität in unserem modernen Sinne. Von Identität begann man in nennenswertem Umfang erst nach dem Zweiten Weltkrieg zu sprechen, und zwar in der Sozialpsychologie, mit dem einflussreichen Werk des Psychologen Erik Erikson. In seinem ersten Buch, *Kindheit und Gesellschaft*, das 1950 erschien, verwendet er den Ausdruck in mehr als einer Bedeutung. Vor allem aber erkannte er, wie wichtig soziale Rollen und die Zugehörigkeit zu Gruppen für die Ausbildung eines Selbstbewusstseins sind, das

er in psychoanalytischer Manier als »Ich-Identität« bezeichnete. Später erforschte Erikson die Identitätskrisen im Leben Martin Luthers und Mahatma Gandhis und veröffentlichte Bücher mit Titeln wie *Identität und Lebenszyklus* (1959), *Jugend und Krise* (1968) und *Dimensionen einer neuen Identität* (1974).

Erikson, der in Südwestdeutschland aufwuchs, erzählt über seine Herkunft eine Geschichte, die den Kern unserer heutigen Vorstellungen trifft:

Mein Stiefvater war der einzige (und hochgeachtete) Akademiker aus einer streng jüdischen Kleinbürgerfamilie, während ich selbst (mit meiner gemischt-rassischen, skandinavischen Herkunft) blond und blauäugig war und zu auffälliger Größe heranwuchs. Alsbald galt ich daher in der Synagoge meines Stiefvaters als »Goy« – während ich für meine Schulkameraden ein »Jude« war.

Ich denke, während die jüdische Gemeinde die jiddische Bezeichnung für einen Nichtjuden verwendete, dürften die deutschen Kinder nicht immer ein so höfliches Wort wie »Jude« benutzt haben. Sein biologischer Vater war ein Däne namens Salomonsen gewesen; sein Stiefvater hieß Homburger. Irgendwann nahm er den Familiennamen Erikson an, womit er gleichsam zum Ausdruck brachte, wie seine Tochter einmal trocken bemerkte, dass er sein eigenes Geschöpf war.² Daraus können wir mit Gewissheit schließen, dass Identität für ihn selbst eine stark belastete Frage war.

In seinem ersten Buch legte Erikson eine Theorie vor, in der er darlegte, warum »wir« – und angesichts unseres Themas ist es interessant, dass er damit »wir Amerikaner« gemeint haben dürfte – uns gerade zu diesem Zeitpunkt »mit der Identität beschäftigen, da diese problematisch geworden ist. Und zwar be-

ginnen wir damit in einem Lande, in dem sich eben aus all den durch die Einwanderer importierten Identitäten eine Super-Identität bilden will; und der Zeitpunkt unseres Unternehmens ist der der rasch wachsenden Mechanisierung, welche die im Wesentlichen bäuerlichen und patriarchalischen Identitäten auch in den Ursprungsländern all dieser Einwanderer zu vernichten droht.«³ Das ist eine gute Geschichte. Aber ich glaube sie nicht. Wie wir immer wieder in diesem Buch sehen werden, war Identität in unserem Sinne bereits ein Problem, als wir noch gar nicht begonnen hatten, in dieser modernen Weise darüber nachzudenken.

Während Erikson, der zwischen persönlichen und kollektiven Formen der Identität schwankte, für eine weite Verbreitung des Begriffs sorgte, gehörte der einflussreiche amerikanische Soziologe Alvin B. Gouldner zu den ersten, die eine detaillierte Definition der sozialen Identität als solcher anboten. »Offenbar ist mit ›Stellung‹ die soziale Identität gemeint, die einer Person von Mitgliedern ihrer Gruppe zugeschrieben wird«, schrieb er 1957 in einem Aufsatz. Und er stellte dar, was das im sozialen Leben praktisch bedeuten mochte. Zunächst, so glaubte er, beobachten die Menschen »an einer Person oder unterstellen ihr bestimmte Merkmale«, die es ihnen erlauben, »die Frage zu beantworten, wer sie ist«. Als Nächstes »werden diese beobachteten oder unterstellten Merkmale auf der Grundlage eines Satzes kulturell vorgegebener *Kategorien* interpretiert«.

Auf diese Weise wird der Einzelne »eingeordnet«, das heißt, man hält ihn für eine bestimmte »Art« von Person, einen Lehrer, einen Schwarzen, einen Jungen, einen Mann oder eine Frau. Der Prozess, in dem der Einzelne von anderen Mitgliedern seiner Gruppe auf der Grundlage vorgegebener Kategorien klassifiziert wird, kann als Zuschreibung

einer »sozialen Identität« bezeichnet werden. Die Typen oder Kategorien, denen er zugeordnet wurde, *sind* seine sozialen Identitäten. Verschiedenen Identitäten entsprechen dabei verschiedene Erwartungen, Rechte und Pflichten.⁴

Wie Sie sehen werden, glaube ich, dass Gouldner in vielem recht hatte.

Appelle an die Identität nahmen während der 1960er Jahre beträchtlich zu, und Ende der 1970er Jahre gab es in vielen Gesellschaften politische Bewegungen, die in Geschlechterfragen und sexueller Ausrichtung, *race*, Religion und ethnischer Zugehörigkeit gründeten (während der Klassenbezug in der Politik in den Hintergrund trat). Vielerorts redeten regionale Bewegungen, die versuchten, teils seit langem bestehende Staaten aufzulösen, von nationaler Identität. Allein in Europa gibt es den schottischen, walisischen, katalanischen, baskischen, padanischen und flämischen Nationalismus. Ende des 20. Jahrhunderts zerbrach Jugoslawien in eine Reihe eigenständiger Staaten. Gerüchte gibt es auch im Blick auf Britannien, Korsika und die Normandie – und diese Liste ist alles andere als vollständig.

Ein wenig Theorie

Ich schreibe und grübele nun seit mehr als drei Jahrzehnten über Fragen der Identität. Mein theoretisches Denken nahm seinen Ausgang mit Gedanken über die Kategorie *race*, denn ich war äußerst verwundert darüber, wie Menschen an verschiedenen Orten auf mein Aussehen reagierten. Das galt nicht so sehr für Asante, wo ein einheimisches Elternteil, wie mir schien, in der Regel genügte, um als zugehörig zu gelten. Jerry Rawlings, Staatspräsident Ghanas von 1981 bis 2001, hatte einen schotti-

schen Vater. Er wurde ursprünglich nicht vom Volk gewählt, denn er kam zweimal durch einen Staatsstreich an die Macht, doch dann wählten ihn seine Landsleute zweimal zum Präsidenten. Anders als meine drei Schwestern, die wie mein Vater in Asante geboren wurden, besitze ich nicht die ghanaische Staatsbürgerschaft. Ich wurde in England geboren, bevor Ghana die Unabhängigkeit erlangte, von einer englischen Mutter, und kam erst mit einem Jahr nach Asante. Deshalb hätten meine Eltern die ghanaische Staatsbürgerschaft für mich beantragen müssen, aber das taten sie nicht. Als ich dann selbst dafür zuständig war, hatte ich mich daran gewöhnt, ein Ghanaer mit britischem Pass zu sein. Als Vorsitzender der ghanaischen Anwaltskammer war mein Vater einmal beim Aufsetzen einer der zahlreichen Verfassungen des Landes beteiligt. »Warum verändert ihr nicht die Gesetze, sodass ich gleichzeitig ghanaischer und britischer Staatsbürger sein kann?«, fragte ich ihn damals. Und er antwortete mir: »Man hat nur *eine* Staatsbürgerschaft.« Mir war klar, dass ich in dieser Sache bei ihm nichts ausrichten konnte. Aber trotz fehlender staatsrechtlicher Verbindung kommt es doch gelegentlich vor, dass zumindest manche, wenn ich denn etwas Bemerkenswertes tue, mich für das Land reklamieren, aus dem die Hälfte meiner Vorfahren stammt.

Auch in England war die Sache recht kompliziert. Im Dorf meiner Großmutter, Minchinhampton in Gloucestershire, wo ich in meiner Kindheit viel Zeit verbrachte, schienen die Leute, die uns kannten, nie an unserem Recht zu zweifeln, dort zu sein. Meine Tante und mein Onkel lebten gleichfalls in diesem maleisen Markflecken im Westen Englands. Meine Tante war dort geboren. Mein Großvater hatte in diesem Tal als Kind viel Zeit in einem Haus verbracht, das seinem Onkel gehörte, dessen Textilfabrik einst Tuche für die Umhänge britischer Soldaten und grüne Wollstoffe für die Bezüge von Billardtischen gewebt hatte.

Mein Urgroßvater, Alfred Cripps, hatte kurze Zeit als Abgeordneter für das ein paar Meilen nördlich gelegene Stroud im Parlament gesessen, und dessen Urgroßvater, Joseph Cripps, hatte für einen Großteil der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das einige Meilen östlich gelegene Cirencester vertreten. Und es gab noch mehr Leute mit diesem Namen in der Gegend, bis zurück ins 17. Jahrhundert – einige davon sind auf dem Friedhof in Cirencester begraben.

Aber die Hautfarbe und die afrikanische Abstammung, die ich mit meinen Schwestern teilte, wies uns in einer Weise als anders aus, die mir nicht immer bewusst war. Ich erinnere mich an ein Sportfest vor ein paar Jahrzehnten in einer Grundschule in Dorset, die ich besucht hatte. Auf dieser Veranstaltung begegnete ich einem älteren Mann, der zu meiner Zeit dort Schulleiter gewesen war. »Sie werden sich nicht an mich erinnern«, entschuldigte ich mich, als ich mich ihm vorstellte. Als er meinen Namen hörte, strahlte er und gab mir einen warmen Händedruck. »Natürlich erinnere ich mich an Sie«, sagte er. »Sie waren unser erster farbiger Junge.« Als ich jung war, erschien der Gedanke, ein Nichtweißer könne ein echter Engländer sein, noch als recht ungewöhnlich. Selbst noch im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts erinnere ich mich an die verwunderte Reaktion einer älteren Engländerin auf einen meiner Texte zum Thema *race*, den ich bei der *Aristotelian Society* in London vorgetragen hatte. Sie konnte einfach nicht verstehen, wie ich ein echter Engländer sein sollte. Auch der Hinweis auf Vorfahren im Oxfordshire des 13. Jahrhunderts vermochte sie nicht zu überzeugen.

Als ich nach Amerika ging, erschienen die Dinge zunächst relativ einfach. Ich hatte einen afrikanischen Vater, und so war ich, wie später dann auch Präsident Obama, ein Schwarzer. Aber auch hier ist die Geschichte in Wirklichkeit komplizierter – und hat sich über die Jahre verändert, zum Teil weil die Idee aufkam,

dass »Gemischtrassige« eine eigene Identitätsgruppe bildeten. Hautfarbe und Staatsbürgerschaft waren jedoch zwei verschiedene Dinge: Seit dem Amerikanischen Bürgerkrieg bezweifelt kein vernünftiger Mensch mehr, dass man Schwarzer und Amerikaner sein kann, zumindest in rechtlicher Hinsicht, auch wenn es durchaus eine beharrliche Unterströmung eines auf die »weiße Rasse« bezogenen Nationalismus gibt. Ich werde später noch mehr über die hinter diesen Erfahrungen steckende Rassenvorstellung sagen, aber ich hoffe, es ist klar geworden, warum ich mich schließlich fragte, wie ich daraus klug werden sollte.

Als ich mit den Jahren begann, über Nationalität und Klasse, Kultur und Religion als Quellen der Identität nachzudenken, und dann noch Gender und sexuelle Orientierung hinzufügte, wurde mir klar, dass diese ganz unterschiedlichen Arten der Gruppierung von Menschen in dreierlei Hinsicht einige bedeutende Dinge gemeinsam haben.

Kategorien und warum sie wichtig sind

Die erste Gemeinsamkeit liegt auf der Hand: Identität geht stets mit Kategorisierungen einher, und wenn wir Identitäten verstehen wollen, müssen wir zunächst einmal eine Vorstellung davon haben, wie solche Kategorien vergeben werden. Will man jemandem erklären, was Ewe, Jaina oder Kotis sind, muss man erst einmal darlegen, was Menschen an sich haben müssen, damit eine bestimmte Kategorie auf sie passt. Zu diesem Zweck könnte man nach jemandem mit dieser Identität Ausschau halten oder an einer Person, der man begegnet ist, zu erklären versuchen, ob die Kategorie zutrifft.

Ewe ist eine ethnische Kategorie oder ein *Ethnonym*, so die Sozialwissenschaft. Das heißt, wenn Ihre Eltern beide Ewe sind,

dann sind auch Sie ein oder eine Ewe. Der Ausdruck verweist in erster Linie auf Menschen, die einen der zahlreichen Dialekte einer als Ewe bezeichneten Sprache sprechen. Die meisten von ihnen leben in Ghana oder Togo, manche aber auch in anderen Teilen Westafrikas sowie zunehmend der ganzen Welt. Wie so oft bei ethnischen Kategorisierungen kann es umstritten sein, ob solch eine Kategorie auf jemanden zutrifft. Sind Sie zum Beispiel ein Ewe, falls nur ein Elternteil Ewe ist und Sie niemals einen der zahlreichen Ewe-Dialekte erlernt haben? Spielt es (angesichts der patrilinearen Abstammung bei den Ewe) eine Rolle, ob dieses Elternteil nicht Ihr Vater, sondern Ihre Mutter ist? Und da das Ewe zu einer größeren Sprachfamilie mit fließenden internen Übergängen gehört (die gewöhnlich *Gbe* genannt wird, da dies in all diesen Sprachen das Wort für »Sprache« ist), lässt sich nur schwer sagen, wo die Grenzen zwischen Ewe sprechenden und anderen *Gbe* sprechenden Gruppen verlaufen. (Ähnlich fließend sind die Übergänge auch in anderen Dialektfamilien wie dem Southern Speech in Amerika oder dem Cockney in London.) Dennoch werden in Ghana und Togo viele Menschen behaupten, dass sie Ewe seien, und viele ihrer Nachbarn werden dem zustimmen.

Das liegt an der zweiten wichtigen Gemeinsamkeit von Identitäten: Sie sind für die Menschen bedeutsam. Und diese Bedeutsamkeit besitzen sie aus mehreren Gründen. Eine Identität zu haben kann Ihnen ein Gefühl davon vermitteln, wie Sie in die soziale Welt hineinpassen. Das heißt, jede Identität bietet Ihnen die Möglichkeit, als ein »ich« unter mehreren »wir« zu sprechen und damit zu einem »wir« zu gehören. Ein weiterer wichtiger Aspekt dessen, was Identitäten bieten, ist die Tatsache, dass sie Ihnen Grund geben, bestimmte Dinge zu tun. Das gilt etwa für einen Jaina, also für die Angehörigen einer besonderen religiösen Tradition in Indien. Die meisten Jainas sind Kinder zweier

Jainas (wie auch die meisten Ewe Kinder zweier Ewe sind), aber das ist längst nicht alles. Jeder kann Jaina werden, wenn er bereit ist, den von den *Jinas* vorgezeichneten Weg zu gehen. *Jinas* sind Seelen, die sich durch die Beherrschung ihrer Leidenschaften befreit haben und auf ewige Zeiten auf dem Gipfel des Universums verweilen können. Von den Jainas wird in aller Regel verlangt, dass sie fünf *Vratas* oder Gelübde befolgen: Gewaltlosigkeit, Wahrhaftigkeit, Achtung fremden Eigentums, Keuschheit und Verzicht auf unnötigen Besitz. (Wie Tätowierungen, die für viele Identitäten gleichfalls von zentraler Bedeutung sind, definieren die *Vratas*, was Sie sind, durch das, *was* oder *wer* Sie *nicht* sind. Auch in den Zehn Geboten findet sich häufig das »Du sollst nicht«.)⁵

Der genauere Inhalt dieser Ideale hängt unter anderem davon ab, ob Sie ein Laie oder ein Mönch bzw. eine Nonne sind. Entscheidend ist hier indessen, dass es Dinge gibt, die man tut oder nicht tut, *weil man ein Jaina ist*. Damit will ich lediglich sagen, dass Sie selbst von Zeit zu Zeit denken: »Ich sollte meinem Ehepartner treu sein ... oder stets die Wahrheit sagen ... oder keinem Tier ein Leid zufügen ..., *weil ich ein Jaina bin*.« Das tun Sie zum Teil deshalb, weil Sie wissen, dass Sie in einer Welt leben, in der nicht alle Jainas sind, und dass andere Menschen mit anderen Religionen andere Vorstellungen davon haben können, wie man sich verhalten sollte.

Auch die Ewe haben religiöse Traditionen (sogar sehr viele), aber das Ewe-Sein ist keine religiöse Identität und verlangt nicht die Befolgung eines speziellen ethischen Regelwerks. Ewe können Muslime, Protestanten oder Katholiken sein, und viele praktizieren die traditionellen Bräuche, die unter der Bezeichnung *Woodoo* zusammengefasst werden. (Wie die Haitianer haben sie diesen Ausdruck von den Fon übernommen, die ihre Nachbarn sind. Er bedeutet Geist.) Dennoch sagen Ewe gelegentlich zu sich

selbst: »Als Ewe sollte ich ...« Und dann nennen sie etwas, von dem sie glauben, dass sie es tun oder nicht tun sollten. Kurz gesagt, sie tun gewisse Dinge, weil sie Ewe sind. Und auch das beruht zum Teil auf ihrem Wissen, dass nicht alle Menschen Ewe sind und Nicht-Ewe sich möglicherweise ganz anders verhalten.

Menschen, die Gründe dieser Art anführen – »Weil ich dies bin, tue ich das« –, akzeptieren nicht lediglich, dass eine bestimmte Kategorie in ihrem Fall zutrifft, sondern verleihen ihrer Zugehörigkeit zu der betreffenden Gruppe auch, wie Philosophen sagen, eine »normative Bedeutung«. Sie sagen, dass die betreffende Identität für ihr praktisches Leben, ihre Gefühle und ihr Handeln bedeutsam sei. Und eine der häufigsten Möglichkeiten, wie sie bedeutsam wird, ist das Gefühl einer Art Solidarität mit anderen Angehörigen der Gruppe. Ihre gemeinsame Identität gibt ihnen in ihren Augen Anlass, sich umeinander zu kümmern und einander zu helfen. Sie führt zur Herausbildung von Identifikationsnormen: Regeln, die bestimmen, wie man sich aufgrund der betreffenden Identität verhalten sollte.

Wie es Uneinigkeit oder Streit über die Grenzen der Gruppe geben kann, über die Frage also, wer dazugehört und wer nicht, so gibt es fast immer auch Meinungsverschiedenheiten über die Frage, welche normative Bedeutung eine Identität besitzt. Wie viel kann ein Ewe oder Jaina berechtigterweise von einem anderen verlangen? Heißt ein Ewe zu sein, dass man seinen Kindern die Ewe-Sprache beibringen sollte? Die meisten Jainas glauben, ihre Religion verlange von ihnen eine vegetarische Ernährung, aber nicht alle sind der Ansicht, dass man auch keine Milchprodukte zu sich nehmen solle. Und so weiter. Jeder Ewe oder jeder Jaina wird manches wegen seiner Identität tun, aber nicht alle werden dasselbe tun. Da diese Identitäten ihnen gelegentlich bei der Beantwortung der Frage helfen, was sie tun sollten, sind sie bedeutsam für die Gestaltung des alltäglichen Lebens.

Ein weiterer Grund ist die dritte Gemeinsamkeit aller Identitäten: Ihre Identität gibt nicht nur Ihnen Anlass und Grund, etwas zu tun, sie kann auch anderen Menschen Grund geben, etwas für Sie zu tun. Ich habe bereits etwas dergleichen erwähnt: Andere können Ihnen helfen, nur weil sie eine Identität mit Ihnen teilen. Aber zu den wichtigsten Dingen, die Menschen mit Identitäten tun, gehört deren Verwendung als Grundlage für Hierarchien des Status und des Respekts sowie für die Festigung von Machtstrukturen. In Südasien bedeutet das Kastenwesen, dass manche Menschen in einen höheren Status hineingeboren werden als andere – Brahmanen zum Beispiel. Das sind die Mitglieder der Priesterkaste, die durch den Kontakt zu Mitgliedern anderer, als niedriger eingestuften Kasten »beschmutzt« werden. Vielerorts in der Welt sind bestimmte Gruppen der Ansicht, ihre Mitglieder seien anderen überlegen und hätten Anrecht auf eine bessere Behandlung. Der englische Dichter Shelley verweist in seinem Gedicht »Ozymandias« auf »der Züge Trotz« und des »eitlen Hohnes Schein« im Gesicht der steinernen Statue eines lange schon toten Pharaos.⁶ Aufgrund seiner königlichen Abstammung war dieser »König der Könige« es gewohnt, dass man ihm gehorchte. Dominante Identitäten können bedeuten, dass Menschen deren Träger als Quelle von Autorität behandeln. Untergeordnete Identitäten können dagegen zur Folge haben, dass die Interessen ihrer Träger mit Füßen getreten oder ignoriert werden.

Zu einem bedeutsamen Kampf um Identität kommt es, wenn Menschen die Bedingungen in Frage stellen, die zu einer ungleichen Machtverteilung führen. Die Welt ist voll von belastenden Identitäten, deren Preis darin liegt, dass andere Menschen Sie respektlos behandeln. Die Kotis in Indien kennen das zur Genüge. Das sind Menschen, denen bei der Geburt zwar eine männliche Identität zugeschrieben wurde, die sich aber selbst als

Frauen empfinden und sich zu Männern mit einer stark männlichen Ausstrahlung hingezogen fühlen. Die Kotis hatten lange unter Schmähungen und Missbrauch zu leiden und wurden von ihren Familien verstoßen. Ihre Randstellung zwang viele von ihnen zur Prostitution. Neuere Vorstellungen über Gender und Sexualität – über Homosexualität und Intersexualität, Transgender-Identitäten und das komplexe Verhältnis zwischen biologischem Geschlecht und menschlichem Verhalten – haben Bewegungen hervorgebracht, die den gesellschaftlichen Ausschluss von Menschen zu lindern versuchen, deren Geschlecht und Sexualität aus den traditionellen Normen herausfallen. Der Oberste Gerichtshof Indiens hat sogar erklärt, dass Menschen das Recht haben, selbst darüber zu entscheiden, ob sie als Mann, als Frau oder als Angehörige eines dritten Geschlechts anerkannt werden wollen.

Wenn Identitäten erst einmal bestehen, neigen die Menschen dazu, das Bild eines typischen Angehörigen dieser Gruppe zu zeichnen. So entwickeln sich Klischees. Sie mögen mehr oder weniger in der Realität gründen, doch in einem Punkt sind sie fast immer falsch. Manche Inder meinen, Kotis wollten wirklich Frauen sein. Sie seien transsexuell, wie Europäer und Amerikaner heute oft sagen. Aber das ist nicht unbedingt der Fall. Die Ewe, so fürchten andere Ghanaer, setzten besonders oft *Juju* – Hexerei oder Schwarze Magie – gegen ihre Feinde ein. Aber Hexerei ist in ganz Ghana verbreitet und taugt eigentlich nicht als Unterscheidungsmerkmal. (Ich habe einmal einen Bericht über das Begräbnis meines Vaters geschrieben und darin auch geschildert, wie wir uns mit der Gefahr von Hexerei in unserer Familie auseinandersetzen mussten. Wir sind, wie Sie wissen, Asante und keine Ewe.)⁷ Viele Leute glauben, die Jainas seien derart besessen vom Prinzip der Gewaltlosigkeit, dass sie ihr Gesicht ständig mit einem weißen Tuch bedeckten, um nicht ver-

sehentlich ein Insekt zu verschlucken. In Wirklichkeit tragen die meisten Jainas kein *Muhapatti*, wie dieses weiße Tuch genannt wird, und seine Verwendung hat eine ganze Reihe von Gründen, die nichts mit dem Bestreben zu tun haben, keine Insekten zu töten.

Den Ausgangspunkt bilden bei Identitäten Kategorisierungen und Vorstellungen darüber, warum und auf wen sie anzuwenden seien. In einem zweiten Schritt prägen Identitäten Vorstellungen hinsichtlich des richtigen Verhaltens. Drittens haben sie Einfluss darauf, wie andere Menschen Sie behandeln. Und schließlich sind all diese Dimensionen der Identität bestreitbar und geben stets auch Anlass zu Streitigkeiten über die Frage, wer dazugehört, wie die betreffenden Menschen beschaffen sind, wie sie sich verhalten und wie sie behandelt werden sollten.

Mann, Frau, drittes Geschlecht?

Dieses Bild der Identität ist eine Verallgemeinerung von Denkweisen hinsichtlich des sozial definierten Geschlechts, wie sie wegweisend von feministischen Wissenschaftlerinnen vorgetragen wurden. In seinem Streben nach der Gleichberechtigung von Frauen und ihrer Befreiung aus alten Unterdrückungsstrukturen stützte sich der Feminismus auf eine Reihe theoretischer Vorstellungen. Alle menschlichen Gesellschaften besitzen irgendeine Form von Gendersystem – eine Vorstellung von der Bedeutung des Unterschieds zwischen Mann und Frau. Dank der feministischen Theorie vermögen wir indessen zu erkennen, was die vielfältigen Gendersysteme gemeinsam haben, ohne dabei die Unterschiede aus dem Blick zu verlieren.